



Was
die
Wahrheit
uns
bedeutet

Maya
Angelou

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5202

Maya Angelou

Was die Wahrheit
uns bedeutet

Aus dem amerikanischen Englisch
von Christiane Buchner

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1981
unter dem Titel *The Heart of a Woman*
bei Random House, New York.

Erste Auflage 2022
suhrkamp taschenbuch 5202
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022
© 1981 by Maya Angelou
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlagfoto: Klaus Vedfelt / Getty Images
Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47202-6

www.suhrkamp.de

Was die Wahrheit
uns bedeutet

»*The ole ark's a-movernin', a-moverin', a-movernin'*
the ole ark's a-moverin' along.«

Das alte Spiritual hätte der Titelsong der Vereinigten Staaten des Jahres 1957 sein können, so hoch ging es damals bei uns her, *moverin'* vorwärts und rückwärts und oft genug auch einfach nur im Kreis.

Wir schufen uns ein Labyrinth aus Widersprüchen. Schwarze und weiße Amerikaner tanzten einen extravaganen und oft gefährlichen Tanz, und mit unseren Schritten nach vorn, den plötzlichen Drehungen, Pirouetten und Rückwärtsschritten machten wir uns ganz wirr. Das Land feierte Althea Gibson, die hochgewachsene Tennisspielerin, die als erste Schwarze die U.S. Open im Einzel der Frauen gewann, Präsident Eisenhower schickte ein Fallschirmjägerbataillon, um Schwarze Schulkinder in Little Rock, Arkansas, zu beschützen, und South Carolinas Senator Strom Thurmond filibusterte 24 Stunden und 18 Minuten lang im Kongress, um die Verabschiedung des Wahlrechtsgesetzes der Kommission für Bürgerrechte zu verhindern.

Sugar Ray Robinson, *everybody's Dandy*, verlor seinen Mittelgewichtstitel, holte ihn sich wieder und verlor ihn erneut – alles innerhalb von ein paar Monaten. Der Bestseller des Jahres war Jack Kerouacs *On The Road*, und der Titel beschrieb treffend die Psyche unserer Nation: Wir waren tatsächlich *unterwegs*, auch wenn keiner wusste, wohin und wann wir dort ankommen würden.

Ich war nach einer einjährigen Europatournee als Solotänzerin bei *Porgy and Bess* wieder nach Kalifornien zurückgekehrt. Ein paar Monate lang arbeitete ich als Sängerin in Clubs an der Westküste und auf Hawaii und sparte mein Geld, dann nahm ich meinen kleinen Sohn Guy unter den Arm und ging unter die Beatniks. Zum Kummer meiner Mutter und zu Guys allergrößtem Vergnügen zogen wir über die Golden Gate Bridge und in eine Hausbootkommune in Sausalito, wo ich barfuß und in Jeans herumliefe und wir beide in ungebügelten Klamotten. Guy schleppte ich zu einem Friseur in San Francisco, meine eigenen Haare dagegen ließ ich zu einer wilden, ungeglätteten Mähne wachsen, mit der ich aus der Ferne aussah wie ein großer brauner Baum, dem man die Äste abgezwickelt hatte. Meine Mitbewohner, eine Ichthyologin, ein Musiker, eine Ehefrau und ein Erfinder, waren Weiße und wären, so sie politisch gewesen wären (was nicht der Fall war), irgendwo zwischen linkem Rand und Revolution angesiedelt gewesen.

Erstaunlicherweise bot mir das Hausboot eine Atempause von den Spannungen zwischen Weiß und Schwarz und meinem Sohn die Gelegenheit, sich unter Weißen zu bewegen, für die er weder so exotisch war, dass man ihn nicht auch zurechtweisen durfte, noch so stinknormal, dass man ihn ignoriert hätte.

Während unserer Zeit in Sausalito hatte meine Mutter schwer mit ihrem Mutterinstinkt zu kämpfen. Bei ihren monatlichen Besuchen, im Marderpelz, Klunker um den Hals und Stöckelschuhe an den Füßen, mit denen sie grundsätzlich zwischen lockeren Bootsplanken steckenblieb, machte sie gute Miene und biss sich auf die Zunge. Ihre Augen verrieten jedoch die Sorge um ihr Kind und Kindeskind. Sie

stopfte mir bündelweise Geldscheine unters Kopfkissen oder drückte mir beim Abschiedskuss einen Scheck in die Hand. Dabei hätte sie sich ruhig entspannen können, getreu dem Bibelspruch »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm« – wenn er ihr denn eingefallen wäre.

Binnen eines knappen Jahres regte sich in mir die Sehnsucht nach Privatsphäre, Teppichboden und Maniküren. Guy war bald außer Rand und Band wie ein junger Tiger. Er wusch sich seltener, als ich für gesund hielt, und weil meine Freunde ihn wie einen Erwachsenen behandelten, wollte er sich allmählich auch von seiner Mutter nichts mehr sagen lassen.

Etwas Neues musste her – zum Beispiel konnte ich wieder als Sängerin arbeiten und meinen Sohn und mich mit den Gagen über Wasser halten.

Es galt, dem Leben zu vertrauen, schließlich war ich jung genug, um daran zu glauben, dass das Leben den liebt, der sich traut, es zu leben.

Ich packte meine Sachen, verabschiedete mich und zog los.

Laurel Canyon galt als offizielle Wohngegend von Hollywood, keine zehn Minuten von Schwab's Drugstore und eine Viertelstunde vom Sunset Strip.

Bestechend an dem Canyon war seine Sinnlichkeit. Häuser im maurischen Stil mit roten Ziegeldächern schmiegt sich zwischen Erdbeerbäumen verführerisch aneinander, die feuchte Luft duftete nach Eukalyptus, Blumen tobten sich aus in Purpur, Pink, Fuchsia und Sonnengelb. Häher und Nachtfalken, Hüttensänger und Schwalben zirpten, pfften und trillerten auf Baumästen in allen Schattierungen von ominösem Dunkelgrün bis Brackengelb. Filmstars und

Starlets, Produzenten und Regisseure, die sich dort niedergelassen hatten, trugen das Ihre zur erotischen Aufladung ihrer Umgebung bei.

Die paar Schwarzen, die in Laurel Canyon wohnten, darunter Billy Eckstein, Billy Daniels und Herb Jeffries, waren reich, berühmt und hellhäutig genug, um als Weiße durchzugehen, jedenfalls als Portugiesen. Ich dagegen war eine mäßig bekannte Nightclub-Sängerin mit dem Ruf, mehr Hartnäckigkeit als Talent zu besitzen; unbedingt wollte ich in dieser Glamour-Gegend wohnen. Dass die Geschichten von Amateuren, die beim Lunch an der Bar entdeckt wurden, ins Reich der Fabel gehörten, war mir zwar klar, doch zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, schien mir schon wichtig, und 1958 schien mir kein Ort so richtig wie Laurel Canyon.

Als ich mich auf eine Mietanzeige meldete, hieß es, das Haus sei am selben Vormittag vermietet worden. Ich bat ein mir wohlgesinntes weißes Ehepaar, Atara und Joe Morheim, es für mich zu probieren, und siehe da, ihnen gelang es.

Am Umzugstag tauchten die Morheims, mein Gesangscoach Frederick »Wilkie« Wilkinson, Guy und ich vor einem bescheidenen, überteuerten Drei-Zimmer-Bungalow auf.

Der Vermieter begrüßte Joe herzlich mit Handschlag, blickte ihm dann über die Schulter und erkannte mich. Schockiert und angewidert wich er zurück und riss seine Hand an sich. »Ihr Mistkerle! Ich weiß, was ihr vorhabt. Ich sollte euch anzeigen!«

Joe, der immer eine an Desinteresse grenzende Lässigkeit an den Tag gelegt hatte, verblüffte mich mit seiner emotionalen Reaktion: »Das lässt du schön bleiben, du Faschist. Wenn hier einer einen anzeigt, dann ist das die Dame hier,

und falls sie das tun will, sage ich als Zeuge vor Gericht für sie aus. Und jetzt zisch ab, damit wir einziehen können.«

Der Vermieter rauschte an uns vorbei und brüllte seinen Ärger in den milden Frühlingsduft. »Das hätt ich mir denken können! Du Mistkerl, du, du Drecksjude!«

Unter nervösem Gelächter trugen wir meine Möbel ins Haus.

Ein paar Wochen später hatte ich das kleine Haus strahlend weiß gestrichen, Guy in der nahegelegenen Schule angemeldet, lediglich ein paar Drohanrufe bekommen und mir einen schicken Oldtimer zugelegt. Der meergrüne, zehn Jahre alte Chrysler hatte ein Armaturenbrett aus Parkett und Türen mit splitteriger Holzoptik. Mit dem blitzenden Chrom der Cadillacs und Buicks meiner Nachbarn konnte er zwar nicht mithalten, aber er hatte eine altmodische Eleganz, und wenn ich ihn offen fuhr, kam ich mir vor wie eine exzentrische Künstlerin und nicht wie eine mittellose Schwarze, die im falschen Viertel und fern von ihren Wurzeln über ihre Verhältnisse lebt.

Eines Morgens im Juni kam Wilkie zu mir ins Haus marschiert und fragte: »Hast du Lust, Billie Holiday kennenzulernen?«

»Natürlich, was für eine Frage. Hat sie Auftritte in L. A.?«

»Nein, sie ist bloß auf der Durchreise von Honolulu. Ich bin auf dem Weg zu ihrem Hotel und bringe sie mit, wenn du dir das zutraust.«

»Was gibt's da zum Zutrauen? Sie ist eine Frau, ich bin eine Frau.«

Wilkie lachte polternd. »Huiuiui, du nimmst den Mund ganz schön voll. Vielleicht gefällt ihr das, dann ist alles Ordnung. Vielleicht auch nicht, dann hast du Pech.«

»Das könnte auch umgekehrt gehen. Vielleicht gefällt sie mir ja genauso wenig.«

Wilkie lachte noch einmal. »Ich sag's ja, du nimmst den Mund ganz schön voll. Hast du Gin da?«

Irgendwo stand eine Flasche herum, die seit Monaten Staub ansetzte.

Wilkie stand auf. »Gib mir den Schlüssel. Cabrio fahren gefällt ihr bestimmt.«

Erst als er weg war, setzte die Nervosität ein. Die Tatsache, dass Lady Day zu mir nach Hause kommen würde, fuhr mir in die Glieder und schlotterte mich durch. Dass sie harte Drogen nahm, war kein Geheimnis; ich dagegen rauchte nicht mal mehr regelmäßig Gras. Wie sollte ich ihr begreiflich machen, dass sie sich bei mir keinen Schuss setzen und keine Line ziehen konnte? Außerdem hatte sie angeblich lesbische Affären. Wenn sie sich an mich ranmachte, wie sollte ich dann höflich ablehnen, ohne dass sie das Gefühl hätte, ich lasse sie abblitzen? Ihr Temperament war im Showbusiness legendär, da wollte ich ihr garantiert nicht zu nahetreten. Ich holte den Staubsauger, leerte Aschenbecher und räumte auf, im vollen Bewusstsein, dass ich Billie Holiday damit nicht beeindrucken würde.

Als ich sie dann durch die Fliegentür sah, wurde aus der Nervosität blitzartig ein Schock. Das aufgedunsene Gesicht ließ nur noch einen Schatten seiner einstigen Schönheit erahnen. Als sie eintrat, blieben ihre schwarzen Augen ausdruckslos, und als Wilkie uns bekanntmachte, lag ihre Hand in meiner schlapp wie ein Gummitier.

»Hallo Maya, was liegt an? Hübsch hast du's hier.« Noch keinen Blick hatte sie ins Haus geworfen. Die Stimme aber war genau die schleppende, karge, klagende, die mir in einsamen Nächten oft beiseitegestanden hatte.

Ich holte den Gin, setzte mich und hörte zu, wie Wilkie und Billie sich über die alten Zeiten und die alten Freunde in Washington unterhielten. Die Namen und die Eskapaden, mit denen sie prahlten, sagten mir nichts, aber Billies Ausdrucksweise zog mich in den Bann. Durch meinen Umgang mit der Straße, mit Hustlern, Spielern und Kleinkriminellen, war ich Fluchen gewohnt. Durch jahrelanges Frequentieren von Nightclub-Garderoben, Cabarets und Spelunken konnte ich jeden ordinären Ausdruck, jede Obszönität – dachte ich jedenfalls. Aber so abfällig und ordinär, wie sich Billie Holiday ausdrückte, riss es mir fast die Ohren weg. Sie gebrauchte durchaus die alten Wörter, setzte sie aber in neue Kontexte und verschliff sie so lässig, dass sie einem an den Gehörgängen entlangraspelten. Als sie mich nach einer halben Ewigkeit ins Gespräch miteinbezog, war mir klar, dass ich bei ihr nicht würde punkten können.

»Wilkie meint, du bist Sängerin. Singst du auch Jazz? Und taugst du was?«

»Nö, nicht so richtig. Mit der Intonation hapert's manchmal.«

»Hast du Aspirationen? Willst du mir Konkurrenz machen?«

»Ich will niemandem Konkurrenz machen. Ich bin Entertainerin und verdiene einfach mein Geld damit.«

»Als Entertainerin? Also Titties raushängen lassen und mit dem Arsch wackeln?«

»Das habe ich nicht nötig. Und ich würd's auch nicht tun. Unter keinen Umständen.«

»Beschreien reimt sich super auf bereuen.«

Ich überlegte schon, wie ich mir die Frau samt ihrer Feindseligkeit wieder vom Hals schaffen konnte, da sprang mir Wilkie zur Seite.

»Billie, hör sie dir doch erst mal an, bevor du den Mund aufreißt. Sie singt Folksongs, Calypso und Blues. Du kennst mich, wenn ich sage, sie ist gut, dann meine ich das. Sie ist gut, und sie war so nett, uns zum Lunch einzuladen, also jetzt halt mal die Luft an, sonst kannst du deinen Hintern allein den Hügel hier runterschaffen. Das ist mein voller Ernst.«

Sie lachte dröhnend. »Wilkie, du bist doch derselbe kleine Scheißer wie früher. Irgendwann setzt du mich auf die Straße, das war mir immer klar.« Sie schenkte mir ein brüchiges Lächeln.

»Was gibt's denn zu essen, Baby?« An Essen hatte ich überhaupt nicht gedacht, aber im Kühlschrank lag ein rohes Huhn. »Ich brat uns ein Huhn. Brathähnchen, Reis und Arkansas-Spezialsoße.«

»Hähnchen mit Reis ist immer gut. Aber brat mir den Gockel. Brat ihn, bis er durch ist, ich hasse scheiß rohe Hühner.«

»Billie, ich behaupte nicht, dass ich eine tolle Sängerin bin, aber wie man ein Essen auf den Tisch stellt, weiß ich. Und rohes Huhn habe ich noch nie serviert.« Ich musste für mich einstehen, selbst auf die Gefahr hin, dass sie mir Beleidigungen an den Kopf warf.

»Okay, Baby, okay. Ich sag ja bloß, dass ich blutige Hühnerbeine nicht ausstehen kann. Aber du weißt, was du tust, dann ist ja alles in Ordnung. Ich wollte dir nicht zu nahe treten.«

Ich zog mich in die Küche zurück. Über dem Geklapper der Töpfe und dem zischenden Fett waberte Wilkies und Billies Gelächter herüber.

Was dieser Nachmittag wohl noch alles mit sich brachte? Vielleicht hatte ich ja Glück, vielleicht tranken sie die Fla-

sche leer und Wilkie nahm sie mit in eine Bar auf dem Sunset.

Billie setzte sich bedächtig an den Tisch. Jede Bewegung wirkte wie sorgfältig überlegt.

»Du deckst so einen schönen Tisch und hast keinen Kerl?«

Ich erklärte ihr, dass ich mit meinem Sohn allein lebte. Sie drehte sich abrupt weg – die erste schnelle Bewegung, seit sie mein Haus betreten hatte. »Kinder kann ich nicht ausstehen. Die kleinen Krähkrümel fressen einem die Haare vom Kopf und sagen nicht mal Danke.«

»Mein Sohn ist nicht so. Er ist intelligent und höflich.«

»Das sagen sie alle. Also, ich kann die kleinen Scheißer nicht um mich haben. Das Hähnchen schmeckt nicht schlecht.«

Ich warf Wilkie einen Blick zu; er nickte.

»Billie, ich fahr dich jetzt in eine Kneipe auf der Western, da kriegst du alles, was du willst.«

Ihre vollen Backen hielten sie keineswegs vom Sprechen ab. »Verdammt, Nigger, wenn ich in ne Kneipe will, find ich die auch ohne dich. Im ganzen Land kenne ich jeden Schuppen, wo man kriegt, was du dir nur vorstellen kannst. Ich wollte aber zu einer freundlichen Lady nach Hause. Kochen kann sie auch. Ich bin also happy wie ein Schwuler im Baumpflanzercamp. Gib mir mal noch das Hühnerbein da.«

Während ich die Reste des Hähnchens in die Küche brachte, erzählte Billie von Hawaii.

»Die Leute schwärmen immer von ›den Inseln, den Inseln‹. Verdammt, da gibt's nichts als Wasser und Sand. Den ganzen Tag scheint die Sonne. Scheiße, was soll die Sonne sonst tun außer scheinen?«

»Aber fandst du es nicht auch schön dort? Die laue Luft, die Blumen, die Palmen und die Menschen? Die Hawaiianer sehen doch so gut aus.«

»Nichts als ein paar Nigger. Nackte noch dazu. Und dann die Musik! Unf, unf.« Sie ahmte den Klang einer Ukulele nach.

»Nee, also echt. Da bin ich lieber in New York. In New York sind zwar alles Arschlöcher, aber wenigstens tun sie nicht scheinheilig.«

Als ich wieder ins Wohnzimmer kam, sah Wilkie mit einem Seitenblick zu mir auf die Uhr. »In einer halben Stunde habe ich einen Schüler. Komm, Billie, ich fahr dich zurück ins Hotel. Danke, Maya, wir müssen los.«

Billie sah von ihrem Glas auf. »Du vielleicht. Ich muss gar nichts, außer Schwarz bleiben und irgendwann sterben.«

»Na, ich hab dich hergebracht, also nimm ich dich auch wieder mit. Maya hat wahrscheinlich sowieso zu tun.«

Die beiden starrten mich an. Ich überlegte kurz und beschloss, nicht zu lügen.

»Nein, ich habe Zeit. Ich fahre sie dann ins Hotel, wenn sie zurückmöchte.«

Wilkie schüttelte den Kopf. »Okeydoke.« Seine Miene verriet ein »Hoffentlich weißt du, was du tust«. Wusste ich natürlich nicht, aber die Neugier war stärker als die Angst.

Billie warf den Kopf zurück. »Also bis dann, Wilkie. Hoffentlich nicht erst wieder in zwanzig Jahren.«

Wilkie drückte ihr einen Kuss auf die Wange, warf mir einen höchst eigenartigen Blick zu und verließ uns.

Die ersten paar Minuten schwiegen wir beide. Billie tatierte mich, und ich überlegte, mit welchem Thema ich wohl ihr Interesse wecken könnte.

»Du bist keine von uns, oder?«, fragte sie schließlich.

Ich wusste, was sie meinte. »Nein.«

»Wieso hast du mich dann eingeladen?«

Eingeladen hatte sie zwar Wilkie, aber ich hatte mich darauf eingelassen.

»Weil du eine große Künstlerin bist und ich Respekt vor dir habe.«

»Quatsch. Du wolltest mich aus der Nähe sehen.« Meinen Protest ließ sie nicht gelten. »Schon gut, damit trittst du mir nicht auf die Zehen. Aber was du hier siehst, sagt gar nichts. Ich war eine Schönheit hoch drei. Das fanden alle. Haben sie jedenfalls gesagt. Du weißt ja, wie die Leute so reden, wenn sie was von dir wollen, lügen sie dir die Hucke voll. Und dann gibt's die, die dich einfach bloß aussaugen. Die kenn ich auch, zur Genüge.« Plötzlich schien sie in Gedanken und ich blieb stumm, um ihre Träumerei nicht zu stören.

Sie hob den Kopf und drehte sich weg, Richtung Fenster. Dann kam ein verschwörerisches Flüstern. »Männer. Männer können einem echt den Rest geben. Frauen genauso, die haben bloß nicht den Nerv. Das sind genau solche Hyänen, sie sagen es bloß nicht so laut.«

Zwar kannte ich die Geschichten, wie Billie von Männern verprügelt, von Dealern übers Ohr gehauen und von Drogenfahndern gejagt worden war, trotzdem litt sie für meine Begriffe einfach unter Verfolgungswahn.

»Hast du denn keine Freunde? Niemand, dem du vertraust?«

Sie fuhr wieder herum. »Klar hab ich Freunde. Gute Freunde sogar. Wer keine Freunde hat, der kann sich gleich einsargen lassen.« Zuvor war sie weicher geworden, aber durch meine Frage hatte sie blitzschnell die alten Mauern

wieder aufgebaut. Ich zerbrach mir den Kopf, wie ich ihr die Befangenheit nehmen könnte. Dann waren Guys Schritte auf der Treppe zu hören.

»Mein Sohn kommt nach Hause.«

»Ach du Scheiße. Wie alt ist der noch mal?«

»Er ist zwölf und ein sehr netter Mensch.«

Voller Energie kam Guy ins Zimmer gestürmt.

»Hey, Momweisses? Washastdugemacht? Wasgibtszum-Essen? DarfichzuTony? DarfichnachdenHausaufgabenzu-Tony?«

»Guy, wir haben einen Gast. Das ist Miss Billie Holiday.« Er wandte sich Billie zu, war aber zu schnell unterwegs, als dass er die Abneigung in ihrer Miene bemerkt hätte.

»Billie Holiday? Ach ja, ich weiß. Guten Tag, Miss Holiday.« Er ging um den Tisch und streckte ihr die Hand hin. »Freut mich, Sie kennenzulernen. Ich habe mal was über Sie gelesen, in einer Zeitschrift. Da hieß es, die Polizei hätte Sie schikaniert. Und dass Sie ein sehr schwieriges Leben hatten. Stimmt das? Was hat die Polizei denn mit Ihnen gemacht? Und konnten Sie sich wehren? Also, die anzeigen oder so?«

Billie fiel vor lauter Verblüffung nichts mehr ein.

Guy packte ihre Hand und schüttelte sie, ohne dass dabei sein Redefluss versiegt wäre.

»Vielleicht erwarten die zu viel von Ihnen. Damit kenne ich mich aus. Wenn ich von der Schule heimkomme, muss ich als Erstes den Rasen gießen, also, erst mal mich umziehen natürlich. Und ist Ihnen schon aufgefallen, dass wir an einem Hang wohnen? Wenn da also Wind geht, dann kriege ich beim Gießen die volle Ladung ab. Und wenn ich dann tropfnass wieder reinkomme, glaubt meine Mutter, ich hätte bloß mit dem Schlauch rumgespielt. Dabei kann ich gegen

den Wind doch nichts machen. Kommen Sie mit raus und unterhalten sich mit mir, wenn ich mich umgezogen habe? Ich möchte alles über Sie wissen.« Er ließ ihre Hand los und raste aus dem Zimmer. »Bin gleich wieder da!«

Billie wusste nicht, wie ihr geschah. Nach einer Schrecksekunde sah sie mich an. »Hölle, das ist ja ein Kaliber. Schlaues Kerlchen. Was will er denn werden?«

»Mal Arzt, mal Feuerwehrmann, kommt immer drauf an, wann man ihn fragt.«

»Gut so. Hauptsache, er geht nicht ins Showbusiness. Schwarze Männer und Showbusiness ist eine schlechte Kombination. Wenn sie nicht das werden, was sie sich erträumt haben, lassen sie das an ihren Frauen aus. Wie heißt er noch mal?«

»Guy. Guy Johnson.«

»Du heißt Angelou, er Johnson? Du hast doch nicht schon die zweite Ehe in den Knochen? So alt siehst du gar nicht aus.«

Ich hatte Guy als unverheirateter Teenager gekriegt, deshalb trug er den Nachnamen meines Vaters. So viel von unserer Familiengeschichte wollte ich aber nicht preisgeben.

»Wie's halt so geht«, sagte ich.

Billie nickte. »Ja, life is a bitch. Und was für eine«, murmelte sie.

Guy kam wieder hereingefegt, alte Jeans zerrissenes T-Shirt. »Alles klar, Miss Holiday? Sind Sie dabei? Kommen Sie, ich pass schon auf, dass Sie nicht nass werden.«

Sichtlich mühsam stemmte Billie sich hoch.

Ich beschloss einzuschreiten. »Guy, Miss Holiday will sich mit mir unterhalten. Geh du mal raus und erledige deine Aufgaben, dann kannst du hinterher noch mit ihr reden.«